

## Am Strande bei Wien.

Der Zug geht um 9 Uhr 17, aber schon vor halb neun stehen am Sonntagmorgen Wartende vor der Glaztür, die auf den Fahrsteig der Josefs-Bahn führt. Und von Minute zu Minute wächst die Schar der Harrenden. Die meisten davon sind Stammgäste, viele kennen einander. Man weiß, da ist ein Herr, der im Moment des Türöffnens, durch die Restauration eilend, immer noch einen guten Platz erwirbt. Und man ist sicher, daß sich auch jene Geschichten einfinden, die sich von seitwärts her in die Kolonne eindrängen, mit eigener Virtuosität gerade dort, wo Leute postiert sind, denen man ansieht, daß sie nicht „aufbegehren“ werden. Dann gibt es natürlich die Verspäteten, die ihre wilde Hast zu ein wenig Rücksichtslosigkeit ausnützen und auch die Verdrängten, wie das stille kleine Fräulein dort, deren Lebenslos es scheint, andern den Platz zu räumen.

Alle warten auf den Bäderzug. Nicht auf jenen, dessen luxuriöse Pullmans die Genesungssüßler dem böhmischen Meßla zuführen, sondern auf den andern, beschneidenden, der Gesunde fördert, die sich in der Donau ein wenig Nervenerfrischung holen wollen. Es geht nach **Kriehendorf**.

Die Fahrt ist fürchterlich heiß, aber man nimmt in Kauf, denn Abkühlung winkt; fast überall sieht man das typische Naderl mit dem Schwimmanzug in den Händen der Damen, und selbst der gewichtige Ernst von Altentafeln verhüllt hier sehr häufig nur — das Badelostüm.

In Heiligenstadt ein erneuter Ansturm auf den Zug. Und da ist rechter Hand auch schon die Donau, unser geliebter Heimatstrom. Die wohlbekanntesten Löwen grüßen, das kleine Rahlenbergerdörfel, das sich traulich an die Berglehne schmiegt, dann Klosterneuburg mit seinem malerischen Zauber . . . Hier steigen viele aus, denn Klosterneuburg hat auch ein wunderschönes Strombad. Hoch oben das Kircherl des Leopoldsberges, die „Nase“, von der die Alpenzüge immer weiter laufen, weiter und höher, und großartiger bis ins heilige Land Tirol hinein. Wie nachdenklich mit einem Male all diese wohlvertrauten Begriffe machen, wie man sie plötzlich so ganz anders verspürt! Wohin man schaut, grüne Weingelände, an denen mit den Trauben die Freude zu reifen scheint, der unverwundliche, oft gescholtene und doch so wunderbar starke österreichische Frohsinn. Die Brotfrucht landeinwärts auf dem Marsfeld ist größtenteils schon gemäht. Sie war der Ernst, dem bald — so staubvoll scheint das alles eingerichtet — der Jubel der Bese folgen darf.

„Kriehendorf!“ Das Ziel ist erreicht. In rasender Hast stürzt man aus dem Wagen, denn, wenn man sich nicht beeilt, so kann's einem sehr leicht passieren, daß im Bad drüben keine Kabine mehr frei ist. Hurtig gehts die Stiegen über den Bahndamm hinweg. Dann ein Stückchen links und hierauf rechts die Allee hinunter, die zum Strand führt. In normalen Zeiten ist dieser Weg sehr einfach und er wird atemlos zurückgelegt, von vielen sogar im Dauerlauf. Wer ist der erste bei der Kasse? Denn auch auf die Lage der Kabine kommt es an. Ist aber Hochwasser, dann wird dieses Stückchen Allee ein Kommunikationsproblem. Rähne verkehren zwischen Bankreihen, und wo das Wasser nicht tief genug ist, werden Piloten eingesetzt, auf denen ziemlich schwankende Bretter die Stege bilden. Das ist natürlich alles höchst primitiv, wie das Kriehendorfer Bad ja überhaupt das, was man Komfort nennt, vermissen läßt. So schön wie am Gänsehäufel ist's dort draußen nicht, und es ist — idyllisch sind die Zustände — gang und gäbe, daß man zu irgendeinem Wildfremden in die Kabine gesteckt wird, was natürlich nicht jedermanns Sache ist. Der Modernismus des Familienbades aber ist doch schon nach Kriehendorf gedrungen, und man braucht, um in dieses Paradies einzugehen, nicht einmal einen gestrengen Kassier über seine Einsichtigkeit hinwegzutäuschen. Zwang gibt's an diesem Donaustrand nicht. Und gerade, weil keine Abteilungen und Holzwände, keine Paragrafen und Verordnungen — oder doch nur die allerwenigsten — die Bewegungsfreiheit eindämmen, so verspürt man im ersten Augenblick doppelt auffallend diese „Nüchternheit zur Natur“.

Selbsterständlich wird auch in Kriehendorf wildester Sonnenkultus getrieben. Die Sonnenarbeiter liegen, so braun gebrannt, daß sie wie in eine Modefarbe gehüllt erscheinen, im Sande und im Rasen umher. Auch auf den Kabinenstufen, auf Brettern, sind sie hingestreckt. Traumselig starren die einen in den strahlenden Himmel hinauf. Es ist eine Art Halbchlummer, in dem man nur körperlich zu fühlen scheint, und kaum nur das. Jede Nervenspannung löst sich, alle Sorgen, die man aus der Stadt mitnahm, verdämmern in diesem wohligen Sonnendusel. . . .

In manchen Gruppen geht es lustig zu. Wie sonst in Gesellschaftskleidern, so sieht man hier in den Trikots beisammen und unterhält sich famos. Eine lustige Mädchengesellschaft hat sich etabliert, Herren und Damen bivaletieren um die mitgebrachte Mahlzeit. Man sieht kalten Braten und Kompottgläser mit Salat, Fruchtstift und Mineralwässer, Konserven, Badewert und Obsttuchen — geradezu lukullisch geht es zu. Die Art des Servierens verrät Praxis. Klänge das Wort nicht trivial, man könnte beinahe von einem „Badejour“, von einer Art Freilustempfang sprechen.

Originelle Genrebildchen, wohin man blickt: Ein Hund hat sich heimlich an einen Kuchenteller herangemacht, und auf die Davorsitzenden, die noch beim Aufschnitt halten, wartet eine peinliche Ueberbajung. Oder: Ein kleines Pärchen, ein herziger, braunschwarzer Bub und ein liches Naderl jagen hinter einem ganzen Schwarm von Küden drein, die einen Augenblick verlassen geblieben sind, weil ihre Mutter, ebenfalls im Bereiche von Eßlörben, auf Raub ausgeht. Eine Schar junger Leute behandelt emsig Arme, Nacken und Beine mit Fett salbe, um nur ja recht abzukremmen. Sonnenpatina ist Modeschminke. Ein Quartett spielt Karten, eine Dame im Schwimmanzug säbelt mit ihren Stricknadeln tapfer darauf los. Ein alter Herr hat sich breitpurig in den Sand gebettet, und man hört seine sägenden Atemzüge. Je mehr es gegen Mittag zu geht, desto beglücklicher wird die Stimmung, desto mehr spinnst man